

Holland, Italien, Jugoslawien, Schweiz, Schweden und Ungarn ein und die Folge davon war, daß man ihn zur Mitarbeit an internationalen Einrichtungen zu gewinnen suchte. So wurde er, der seit Jahren auch Vorstandsmitglied des „Oesterreichischen Vereines für Volkskunde“ ist, u. a. zum Generalsekretär der „Commission Internationale de l'Atlas du Folklor Européen (Paris)“ gewählt und in die „Deutsche Gesellschaft für Volkskunde“ (Marburg), die „Internationale Kommission zur Erforschung der Volksnahrung“ (Paris), das „Comité International pour l'Etude du Pain“ (Bern), in die „Internationale Kommission zur Erforschung landwirtschaftlicher Geräte und -arbeitsmethoden“ (Budapest) usw. berufen und in den Mitarbeiterstab der internationalen Bibliographie für Volkskunde (Basel) und der Bibliographie für Agrarwissenschaften (Budapest) gewählt. Die ehrenvollste Auszeichnung wurde ihm 1963 durch den Staatspräsidenten der Schweiz zuteil, der ihm in feierlicher Weise persönlich die Ernennung zum Korrespondierenden Mitglied des „Schweizerischen Archives für Brot- und Gebäckskunde“ überreichte.

Seine jüngsten wissenschaftlichen Arbeiten gelten der Erforschung der von ihm und Direktor Ludwig Lauth entdeckten Felsgravierungen in den österreichischen Alpen, die in der internationalen Fachwelt außerordentlichen Widerhall gefunden haben. Durch die Entdeckung der oft sehr schwer zugänglichen Gravierungen wurde nicht nur der bisher als fundleer geltende Raum von Mitteleuropa an die bekannten Felsbilderregionen von Skandinavien und Oberitalien angeschlossen, sondern wurden vielfach auch Dokumente

von so großer religionshistorischer Bedeutung erschlossen, daß der dzt. bedeutende Gelehrte auf diesem Gebiet, Universitätsprofessor Dr. Herbert Kühn (Mainz), Dozent Dr. Burgstaller nach seinem jüngst in Frankfurt gehaltenen Vortrag einlud, in der großen „Internationalen Zeitschrift für prähistorische Kunst“ eine umfassende Darstellung dieser Funde zu veröffentlichen.

Vor Jahresfrist ist Dr. Ernst Burgstaller als Dozent für Volkskunde an der Karl-Franzens-Universität zu Graz zum zweiten Male Universitätslehrer geworden. An der ersten Universität im deutschen Sprachraum, die das Fach Volkskunde als eigene Disziplin führte, erfüllt sich nun in Zusammenarbeit mit dem Inhaber der Lehrkanzel, Prof. Doktor H. Koren, dem Nachfolger V. v. Gerambs, abermals das Ziel seines Lebens: seine wissenschaftliche Tätigkeit durch die Verleihung der „venia legendi“ von höchster wissenschaftlicher Stelle aus anerkannt zu sehen und auf akademischem Boden für die Volkskunde als eine der Grundwissenschaften vom Menschen wirken zu können. Die Entfernung Linz—Graz macht ihm diese neuerdings auf sich genomme Arbeit nicht gerade leicht, aber wann wäre Dr. Burgstaller jemals für die Volkskunde ein Weg zu weit und zu beschwerlich gewesen?

Von seiner Vaterstadt Ried aus möchten wir mit diesen Zeilen unter den ersten sein, die ihn anlässlich seines 60. Geburtstages im Hinblick auf sein mühevoll, aber so erfolgreiches Forschen herzlich beglückwünschen. Ad multos annos!

HANS BRANDSTETTER

FRANZ GRIMS, TAUFKIRCHEN AN DER PRAM:

Giftpflanzen unserer Heimat

Daß unter unseren heimischen Pilzen viele giftige Arten sind, ist allgemein bekannt. Ich erwähne nur als gefährlichste Art den Grünen und den Spitzhütigen Knollenblätterpilz, die von unkundigen Pilzsuchern nicht selten mit Champignonarten verwechselt werden, was lebensgefährliche, ja tödliche Folgen haben kann. Der Fliegenpilz ist ein allbekannter, nicht so gefährlicher Verwandter der genannten Pilze.

Weniger bekannt ist aber, daß auch unter unseren heimischen Blumen und Sträuchern nicht wenige mehr oder minder giftige Arten sind. Wir gehen vom Frühling bis zum Herbst in Wald und Flur und besonders im Garten an vielen Pflanzen vorbei, die tödliche Gifte enthalten. Wir wissen, daß der Schierling, die Herbstzeitlose, die Tollkirsche giftig sind — doch weiter? Wer weiß, daß unsere schöne Trollblume, die Schneerose, das Maiglöckchen und der Eisenhut giftig sind?

Was ist denn eigentlich giftig? Der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus sagte über Gifte: „Alle Ding sind giftig, und kein Ding ist ohne Gift. Allein die Dosis macht's, daß ein Ding kein Gift ist.“

Tatsächlich, alles ist giftig! Das knusprige Stück Weihnachtente sättigt uns. Essen wir jedoch die fette Ente auf einmal, so werden wir uns den Magen

verderben — die Ente ist für uns zum Gift geworden. Wenige Tropfen Baldrian stärken das Herz des Kranken, das ganze Fläschchen auf einmal genommen, kann jedoch eine tödliche Wirkung haben. Alles, was unseren Körper schädigt, ganz gleich, ob am Magen, an der Leber, am Herzen oder an der Lunge, ist ein Gift.

Umgekehrt ist all das ungiftig, was wir unserem Körper so zuführen, daß er Herr über die zugeführten Stoffe bleibt. Viele Gifte werden in diesem Sinne zu wirkungsvollen Heilmitteln, wie wir im Verlauf unserer Betrachtung sehen werden. Unser Körper kann sich bis zu einem gewissen Maß auch an Gifte gewöhnen. Ein Beispiel hierfür sind jene Menschen in manchen Gegenden Tirols, die gewisse und nicht einmal kleine Mengen von Arsenik (arsenige Säure) ihrem Körper zuführen konnten, ohne daran zu Grunde zu gehen, was jedem anderen passieren würde.

Die Giftpflanzen unserer Heimat sind nicht auf eine oder wenige Pflanzenfamilien beschränkt, sondern gehören einer Reihe verschiedener Familien an. Allerdings finden wir in manchen Familien nur wenige Vertreter, in anderen wieder, wie in den Hahnenfuß-, Lilien- und vor allem in den Nachtschattengewächsen treten sie sehr gehäuft auf.

Fast alle Pflanzengifte gehören zwei Gruppen an, den Alkaloiden und den Glykosiden.

Unter Alkaloiden versteht man „alkaliähnliche“, das heißt, basische Stickstoffverbindungen mit meist sehr komplizierter chemischer Zusammensetzung, die durch die synthetische Arbeit der Pflanzen gebildet werden. Man kennt heute über 1000 derartige Verbindungen und in vielen Fällen ist der Bau und die chemische Zusammensetzung nicht geklärt. Der deutsche Apotheker Sertürner stellte 1805 das erste Alkaloid rein dar. Es war das Morphin. Die chemischen Bausteine der Alkaloide sind Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff, die zu Ringen, Ketten oder anderen komplizierten Gebilden zusammengesetzt sind. Meist sind es starke Gifte, von denen Nicotin, Coffein, Chinin, Strychnin, Heroin und das 20 Alkaloide enthaltende Opium allgemein bekannt sind.

Glykoside sind Verbindungen von verschiedenen Zuckerarten mit anderen Stoffen in ringartiger Form. Man trifft in der Natur eine sehr große Zahl dieser glykosidischen Verbindungen. Die meisten bestehen aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, in manchen Verbindungen ist jedoch auch Stickstoff oder Schwefel enthalten. Nur ein geringer Prozentsatz der Glykoside ist giftig. Manche spielen bei der Bildung von Farbstoffen im Pflanzenreich, wie etwa von Anthocyanen oder Indigo, eine große Rolle.

Wenden wir uns der Frage zu:

Was ist bei Vergiftungen zu tun?

Als Gegenmaßnahme wird man sofort den Magen entleeren, indem man dem Vergifteten Brechmittel gibt oder den Schlund mechanisch reizt. Dann ist sofort der nächste Arzt oder das nächste Krankenhaus aufzusuchen. Sollte in der Zwischenzeit Bewußtlosigkeit eintreten, lege man den Vergifteten an einen schattigen Ort, öffne alle beengenden Kleidungsstücke und versuche, durch kalte Umschläge am Kopf den Patienten wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Kalte Waschungen und Abreibungen sind bei Ohnmacht nie falsch, weil sie die Atmung und den Blutkreislauf anregen. Falsch wäre es, nach „Gegengiften“ zu greifen. Dies ginge weit über den Rahmen des Volkstümlichen hinaus.

Auch hier gilt, wie überall in der Medizin, der Spruch: „Vorbeugen ist besser als heilen.“ Man sollte seine Kinder dazu erziehen, nur jene Beeren zu essen, die sie wirklich kennen. Man sollte auch nicht in die Unsitte verfallen, auf jedem Spaziergang gedankenlos den nächstbesten Halm oder Stengel in den Mund zu stecken, um daran zu kauen. Vor allem aber müssen wir auf Kleinkinder achten, die im Garten alles Erreichbare in den Mund stecken.

Vertrauen wir auch den Tieren nicht! Es gibt viele Vögel, die giftige Beeren unbeschadet verzehren. Manche Schnecken und Insekten dienen schwer giftige Blätter und Stengel als Nahrung. Dasselbe gilt auch für Pilze.

Erste Frühlingboten — jedoch giftig

Wer im Frühling durch schattige, feuchte Laubwälder wandert, wird zwar vereinzelt, doch fast überall im Inn-

viertel auf die charakteristischen, rosa-roten Blüten des Seidelbastes (*Daphne mezereum*) stoßen. Auch in manchen Gärten und Parkanlagen ist anzutreffen. Der Seidelbast ist ein holziger Strauch, der bis 1 m hoch werden kann. Die kleinen, roten, stark duftenden Blüten erscheinen im ersten Frühjahr am noch blattlosen Strauch und fallen daher im noch kahlen Laubwald jedem Wanderer sofort auf. Als erste Frühlingboten werden sie häufig gepflückt. Sie wurden daher auch unter Naturschutz gestellt. Die reifen Früchte sind erbsengroße, runde, scharlachrote Beeren mit je einem schwarzen Samen. Die gesamte Pflanze enthält als wichtigsten Giftstoff das Mezerëin. Schon der beim Abreißen der zähen Zweige austretende Saft führt auf der Haut manchmal zu Reizungen und Entzündungen; denn das Mezerëin wird von der Haut in den Körper aufgenommen. Beim Versuch, die zähen Zweige abzubeißen oder beim Verzehren von reifen Früchten kommt es um so mehr zu Vergiftungen. Verblüffend ist, daß manche beerenfressenden Vögel, wie Wacholderdrossel und Rotkehlchen, ohne Schaden diese Beeren verzehren können. Schon der Genuß von 10 bis 15 Beeren kann zum Tode führen. Typische Vergiftungserscheinungen sind Speichelfluß, Halsschmerzen, Schlingbeschwerden, Erbrechen, Herzklopfen, Atemnot, Hinfälligkeit und Tod durch Herzkollaps.

An ähnlichen Orten wie den Seidelbast treffen wir im Frühling eine weitere Pflanze mit Beeren, die vierblättrige Einbeere (*Paris qua-*



Die vierblättrige Einbeere

drifolia) an. Sie ist leicht zu erkennen an dem schlanken Stengel, aus dem vier breite Blätter in einem Quirl wachsen. Darüber erhebt sich die unscheinbare Blüte, die aus vier spitzen, grünen äußeren und vier gelblichen inneren Blütenblättern besteht. Die reife Frucht ist eine schwarzblaue Beere, die der Heidelbeere ähnlich ist. Wenngleich man sie und da auf Angaben stößt, daß erst 30 bis 40 Beeren dem Menschen schädlich sein könnten, lassen wir doch die Pflanze in Ruhe.

Anders dagegen ist es mit dem Maiglöckchen (*Convallaria majalis*), das wie die Einbeere ein Liliengewächs ist. Wer kennt nicht unser Maiglöckchen aus Wald und Garten und hat sich nicht schon einen Strauß gepflückt? Es ist ein typischer Vertreter der Liliengewächse; denn wir finden bei ihm — entgegen

der Einbeere — im Bau der Blüten die Sechszahl vertreten. Die sechs weißen Blütenblätter sind zu einer sechszipfeligen Blütenhülle zusammengewachsen, die die sechs Staubgefäße und den dreiteiligen Fruchtknoten mit seinem kurzen, dicken Griffel einschließt. Der uns so erfreuende Geruch lockt auch die Insekten an. Sie besorgen die Bestäubung, obwohl ihnen die Pflanze keinen Nektar bietet. Im Herbst fällt uns das Maiglöckchen nochmals auf, denn dann sind die Fruchtknoten zu grellroten Beeren ausgewachsen. Die gesamte Pflanze enthält den Wirkstoff Majalin, ein dem Fingerhutgift ähnliches Herzmittel.

Eine Reihe weiterer Pflanzen aus der Familie der Liliengewächse ist ebenfalls mäßig giftig. Ich erwähne Narzisse, Märzenbecher, Weißwurz oder Salomonsiegel (*Polygonatum multiflorum* und *P. odoratum*), Schachblume (*Fritillaria meleagris*) und Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*).

Die Frucht der Herbstzeitlose hat eine bemerkenswerte Entwicklung. Da die Pflanze erst im Frühherbst ihre Blüten öffnet, ist die Zeitspanne zur Reifung der Samen zu kurz. Daher verschiebt die Herbstzeitlose die Samenreifung auf den kommenden Frühling. Der Fruchtknoten liegt tief in der Erde, und nur die sehr langen Griffel ragen mit den Narben bis zu den Blumenblättern

heraus. Die Blütenstaubkörner treiben durch die Griffel einen Schlauch zu den Fruchtknoten und befruchten diese. In der Erde wächst sich der Fruchtknoten zu einem Fruchtstand aus, und im nächsten Frühling entsteht aus dem im Boden befindlichen Rest des Blütenprozesses die eigentliche grüne Pflanze mit der Frucht. Im Frühling fallen uns dann auf den noch spärlich bewachsenen Wiesen die großen, grünen, glänzenden Blätter und die beutelartigen Früchte auf. Die gesamte Pflanze enthält das Alkaloid Colchicin, das mäßig giftig ist.

Im Frühling finden wir in den Laubwäldern unserer Heimat nicht selten die Gemeine Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*) blühend. Es ist dies ein ein bis zwei Meter hoher Strauch mit eiförmigen Blättern, die mit einem beachtlichen Filz überzogen sind. Am leichtesten kenntlich ist der Strauch an den anfänglich weißen, später gelblich werdenden Blüten, die zu je zwei in den Blattwinkeln stehen. Im Spätsommer entwickeln sich daraus korallenrote Beeren, die nach dem Genuß bei Kindern zu Vergiftungserscheinungen führen. Diese verlaufen jedoch relativ harmlos. Auch die Beeren des Deutschen und des Echten Geißblattes (*Lonicera Periclynum* und *L. Caprifolium*), die man dort und da in Gärten findet, sind mäßig giftig.

(Fortsetzung folgt)

OTTO KOLLER, FRANKENBURG:

Hausruck und Kobernauber geschichtlich gesehen

Diskussionsbeitrag zu einer angeblich neu geplanten Bezirkskarte

Wie gesprächsweise bekannt wird, plant man in Vöcklabruck eine neue Bezirkskarte herauszubringen, zumal sich manches in den letzten Jahrzehnten dort geändert hat. Die Nachricht an sich ist erfreulich, doch will man den Berichten nach bei dieser Gelegenheit auch zwischen Hausruck und Kobernauberwald eine Grenze festlegen. Das ist eine heikle Angelegenheit und kann keineswegs von einem politischen Verwaltungsbezirk aus alleine entschieden werden. Der Verfasser nachstehenden Artikels meint, daß diesbezüglich auch wissenschaftliche Institutionen befragt werden müßten, aber auch die interessierten Nachbarn im Rieder und Braunauer Bezirk nicht übergangen werden dürften. Damit hat er recht. Die Schriftleitung begrüßt es übrigens, daß bei diesem Anlasse auch endlich einmal die Geschichte für die beiden Waldkomplexe angeschnitten bzw. aufgerollt wird. H. B.

In vielen älteren Landkarten unseres Heimatlandes Oberösterreich trägt das bis zu 800 m Seehöhe ansteigende Bergland zwischen dem Inn- und Hausruckviertel den Namen Hausruck. Dieser Name sollte laut Angabe in diesen Karten auch für die Berg- und Hügelwelt im Raume von Mattighofen bis Mettmach, von Pöndorf bis Mauerkirchen gelten. Aber diese westlichen Gebiete des in Frage stehenden Berglandes heißen wohl richtiger Kobernauberwald. Solche Bezeichnungen finden sich denn auch in manchen Landkarten, freilich zum Teil nur als Untergliederung zum großen Gesamtamen Hausruck.

Es erhebt sich nun ernstlich die Frage, ob es berechtigt ist, dem ganzen Bergkomplex von Wolfsegg und Haag a. H. im Osten bis hin nach Pöndorf—Friedburg—Mattighofen im Westen die Bezeichnung Hausruck zu geben. Vom geologisch-geographischen Gesichtspunkt aus mag man dies vielleicht

gelten lassen. Geschieht dies, so muß man sich mit der von der Wissenschaft her bestimmten Entscheidung abfinden. Unser Bergwald hat jedoch seine beiden Namen Hausruck und Kobernauber vom Volke und nicht von der Wissenschaft her bezogen. Die Doppelnamigkeit hat seine Ursache in der geschichtlichen Entwicklung des in Frage stehenden Raumes.

Der Name Hausruck entstand im östlichen Teile, in den Räumen um Wolfsegg und Haag a. H. Er breitete sich nach und nach gegen Westen hin aus, konnte sich aber nie gegen den Begriff Kobernauberwald entscheidend durchsetzen, weil er vorerst einmal seinen altherwürdigen Vorgänger, den Höhnhart, verdrängen, resp. ablösen mußte. Schon die Berge und Wälder von Eberschwang und Ampflwang westwärts gegen Frankenburg und Waldzell konnten erst in den beiden letzten Jahrhunderten dem Namen Hausruck einver-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Die Heimat - Heimatkundliche Beilage der "Rieder Volkszeitung"](#)

Jahr/Year: 1966

Band/Volume: [77_1966](#)

Autor(en)/Author(s): Grims Franz

Artikel/Article: [Giftpflanzen unserer Heimat 2-3](#)